

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 190 (1911)

Artikel: Der Geschäftsreisende an der Himmelstür : Humoreske
Autor: Wüterich, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

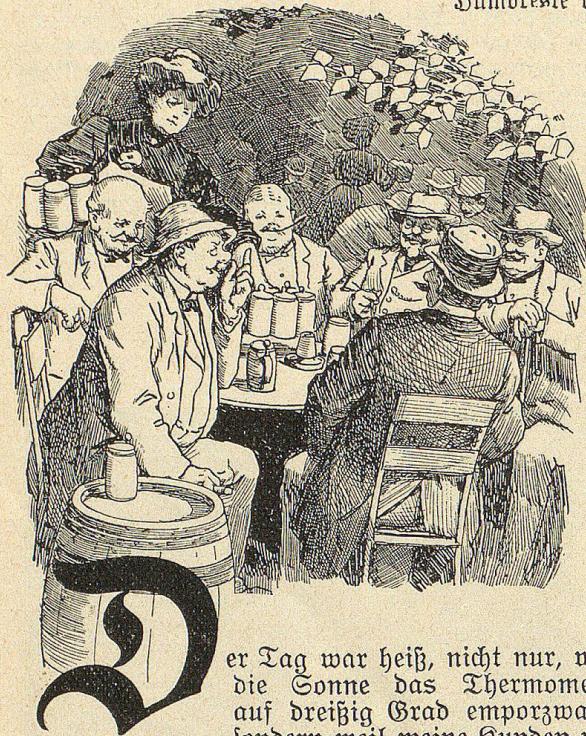
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Geschäftskreisende an der Himmelstür.

Humoreske von Alfred Wüterich.



Der Tag war heiß, nicht nur, weil die Sonne das Thermometer auf dreißig Grad emporzwang, sondern weil meine Kunden von der gesamten Konkurrenz überlaufen wurden; dadurch stiegen die Ansprüche an die Jungfertigkeit ganz erheblich und das Geschäft wurde erschwert. Um so besser schmeckte abends im Garten des Gasthofs „zum Mohrenkopf“ das treffliche Bier, und die traulichen Walzermelodien, die der Wind aus einem nahe gelegenen Musikpavillon herübertrug, wirkten wohltuend auf das Nervensystem.

Die Unterhaltung an unserem Tisch war lebhaft; sie kam nie ins Stocken. Plötzlich fragte mich einer meiner Kollegen: „Wissen Sie auch schon, daß der Schläuchli gestorben ist?“ Ich verneinte.

„Nun,“ meinte ein Anderer, „da ist die ehrsame Kunst der Weinreisenden um ein gutes Mundwerk ärmer geworden, der log doch auf Geschäftskosten das Blaue vom Himmel herunter.“

„Ob ihm das den Einlaß ins Paradies nicht erschweren wird?“ lachte ein dritter, worauf es von anderer Seite herüberklang: „Ein guter Kerl war er halt doch!“ in welches Lob wir alle einstimmten.

Einen Augenblick schoß es mir durch den Sinn, wie es mir wohl einst ergehen werde vor der Himmelstür; aber blitzschnell, wie er gekommen, eilte der Gedanke vorüber und ging unter in der allgemeinen Fröhlichkeit.

Von den Türmen der Stadt schlug es Mitternacht, als wir den Heimweg betrat, ganz stramm und gravitätisch, nach dem Schatten zu schließen,

der auf dem mondbeleuchteten Pflaster vor uns hermarschierte.

Das Gasthofbett erschien mir heute besonders einladend; ich becilte mich, den Verlockungen nachzugeben und fiel bald mit wohligen Aechzen in die weichen Kissen und von da aus in einen tiefen Schlaf.

Da war es mir, als steige rings um mich her Gewölk auf, bläuliches, weißes, schwarzes. Und aus weiter, weiter Ferne klangen Walzermelodien an mein Ohr. Ich sah bald nichts mehr als Nebel. Mit dem Regenschirm in der einen und meiner unzertrennlichen Mustertasche in der andern Hand suchte ich einen Ausweg aus dem auf- und niederwallenden Dunst, suchte einen Wegweiser oder einen Bahnhof und fand nirgends eine Spur menschlicher Stätten. Ich irrte hin und her und war gewiß eben so ratlos wie Adam, als der Erzengel Gabriel ihm die Wohnung kündigte im Paradies.

Plötzlich stand ich vor einer hohen Mauer, deren Anfang und Ende ich nicht zu ersehen vermochte. Ich lief an ihr entlang, vorwärts, rückwärts; meine Beine begannen zu zittern vor Müdigkeit. Endlich gewährte ich einen Lichtstrahl, der aus der Mauer zu dringen schien; hastig steuerte ich darauf los und ehe ich mich's versah, stand ich vor einem mächtigen Portal, durch dessen Gitter man in einen wunderschönen Garten blickte. Rechts und links vom Thor waren zwei Portierhäuschen angebracht, und ich meinte schon, freudig erregt, bei der Tonhalle zu sein; aber ich entdeckte, daß nirgends ein Haus stand, sondern der herrliche Garten sich ausdehnte, so weit das Auge blicken konnte.

Da öffnete sich ein Schalter und ein Mann mit weißem Bart fragte nach meinem Begehr.

„Dürfte ich mich wohl erkundigen, wo ich mich eigentlich befindet?“ wagte ich zu fragen.

„Du stehst an der Himmelstür, Anton Ottomar Philipp Sürpeli!“ entgegnete der Greis ernst und nachdrücklich.

Ich erschrak nicht wenig und stotterte verlegen: „Aber... aber... mein geehrter Herr, ich... ich bin doch gar nicht gestorben!“

„Doch, du bist es, gestern morgen genau fünf Minuten vor sieben, und nun schwebt deine Seele umher und sucht einen bleibenden Unterschlupf.“

„Sie irren sich wohl, mein Wertester!“ wagte ich einzuwenden, „Sie verwechseln mich wahrscheinlich mit August Schläuchli, der gestern abend Abschied nahm von der Erde.“

„Ein Petrus irrt sich nie, merke dir das!“ sagte der Alte vorwurfsvoll.

Nun wußte ich doch, wessen Bekanntschaft ich gemacht.

„Und wenn du es nicht glaubst, so will ich es dir beweisen,“ fuhr er fort und framte in einem

Stoß Zeitungen herum, bis er das neueste „Tagblatt“ fand. Richtig, da stand es, schwarz auf weiß:

Gestern morgen verschied ganz plötzlich mein innigst geliebter Gatte
Anton Ottomar Philipp Süpfl.

Die tieftrauernde Gattin:
Eulalia Süpfl geb. Hippemeyer
nebst übrigen Anverwandten.

Es juckte mich in allen Fingerspitzen, das „innigst geliebter“ und „tieftrauernde“ mit meinem Blaustift zu streichen; doch ich fürchtete, anmaßend zu erscheinen.

„Bist du nun von deinem Tode überzeugt?“ fragte mich Petrus.

„Ich muß wohl,“ war meine Antwort.

„Du bist von Beruf Reisender,“ fuhr der Pförtner fort, und seine Stirn zog sich in bedenkliche Falten.

„Weinreisender,“ setzte er hinzu, und nun verzog er das ganze Antlitz dermaßen, daß mir ein kaltes Gruseln den Rücken hinaufkroch.

Er fuhr weiter im Text:

„Ich bin sonst den Reisenden nicht just gewogen, es ist eine ziemlich leichte Sipschaft, und nun gar

Weinreisende — glaube mir, deren sind nur ganz wenige hier!“

„O bitte sehr, mein lieber Herr Petrus, es hat auch außerordentlich nette Herren darunter,“ wollte ich fühn entgegnen, aber die Antwort blieb mir in der Kehle stecken, als ich den nichts weniger als himmlischen Blick gewahrte, der auf mir ruhte.

Er drückte auf eine elektrische Klingel, ein beflügelter Jüngling trat ein und verneigte sich stumm.

„Asriel!“ sprach Petrus, „hilf mir das Sündenregister Buchstabe S vom Gestell herunterlupfen!“

Die Beiden ätzten, als sie den furchterlich dicken Band auf das Bült legten. Mir aber träufelte der kalte Angstschweiß von der Stirne, meiner Hand entfiel sowohl der Regenschirm als auch die Muster-

tasche und versank lautlos im Weltall. Ich mußte mich auf die Steinbank niedersezen.

Petrus blätterte lange in dem Buche; endlich hatte er mein Folio gefunden.

„Erhebe dich!“ gebot er energisch.

„Ich armer Sünder gehorchte, wenn auch mühsam. Und nun begann das peinliche Verhör also:

„Anton Ottomar Philipp Süpfl von Schwammbingen, antworte mir offen und wahrhaftig: Wie

manches größere oder kleinere Räuschchen hastest du zum Beispiel im Jahre des Heils 1909?“

„Ach liebster Herr Petrus!“ erwiderte ich zutunlich und wollte mein Gewohnheitslächeln aufsetzen, was mir aber wegen schmerhaftem Spannen der Haut nicht gelang. „So genau kann ich das unmöglich sagen, denn ich habe sie wahrhaftig nicht gezählt, aber zwanzig bis dreißig mögen es immerhin gewesen sein.“

„Du lügst!“ schrie Petrus, „du warst genau 365 mal berauscht!“

„Aber Herr Petrus, Sie irren sich!“

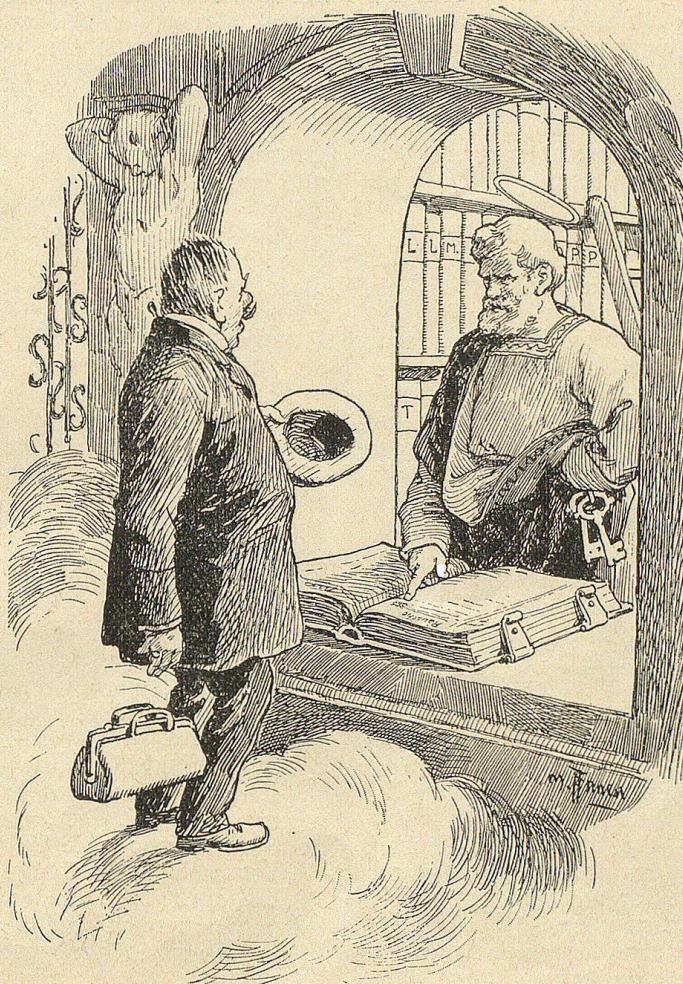
„Ich irre mich nie, ich habe es dir schon einmal gesagt,“ tobte der Alte, und seine Stimme klang donnerähnlich. Allmälig legte sich jedoch sein Zorn.

„Aber Herr Petrus,“ wagte ich nun von neuem das Wort an ihn zu richten, „ich sehe doch dort im

Paradies in jenem grünen Lehnsuhl einen Kollegen von mir sitzen, den Mucky, der doch auch wunderselten nüchtern war zu Lebzeiten.“

„Das ist etwas ganz anderes,“ gab Petrus zur Antwort, „der Mucky hat mit seinem Weibe die Hölle gehabt auf Erden, und darum hat er den Himmel wohl verdient.“

Ich wünschte, gewiß zum ersten mal seit meiner Verheiratung, meine Frau hätte mich noch ärger gemeistert, trotzdem ich oft die Fäuste ballte ob ihrem ausgesprochenen Hang zur Tyrannie.



„Damit du aber siehst, daß ich nicht ein allzu harter und ungerechter Patron bin.“ meinte Petrus begütigend, „so will ich, was den Alkoholgenuss anbetrifft, gnädig ein Auge zu drücken; denn schließlich habe ich, als ich noch auf Erden wandelte, einen frischen Trunk aus den Weingärten Palästinas auch nicht verschmäht. Auch muß ich bemerken, daß dein wenig beneidenswerter Beruf auch mit Schuld trägt an deinen Ausschweifungen.“

Er blätterte weiter.

„Ferner,“ fuhr er fort, „gereicht es dir zur Ehre, daß du deiner Gattin hübsch untertan warst und ordentlich nach ihrem Willen lebstest. Hätte sie das nicht durchgesetzt, so müßte sie heute Betteln gehen.“

Schon wurde mir leichter zu Mute, weil Petrus in so gnädige Stimmung geriet; aber er wendete das Blatt und seine Züge verfinsterten sich zu sehends.

„Leider steht es hier bös aus, bitterbös!“ meinte er topfgeschüttelnd.

„Gesteh, hast du oft deinen Trauring in die Westentasche gesteckt, als du auf der Reise warst?“

Ich nickte stumm, denn von Hinausbeihalten war doch keine Rede, da der Unerbittliche alles so verzweigt genau notiert hatte. Er fuhr fort:

„Gibst du ferner zu, daß du hier der Käthe und dort der Grethe, in diesem Städtchen der Brene und in jenem der Lene von Liebe gesprochen hast, während deine Chefrau Eulalia daheim ahnungslos deine Strümpfe stopfte oder deine Hemden ausbesserte?“

Er schaute mich durchbohrend an, ich aber schwieg.

„Aus deinen vielen Sünden hebe ich weiter her vor, daß du am 28. Juni der Wirtin zum goldenen Schäfli sagtest, ihre Table d'hôte sei weit und breit die beste, viel besser als die im roten Adler. Und am 29. Juni hast du der Wirtin zum roten Adler versichert, die Table d'hôte im goldenen Schäfli sei ungenießbar, unter aller Kanone. Das ist Lüge, Sürpfli, ganz ordinäre Lüge!“

Ich schlötterte wie ein nasser Pudel.

„Aber das sind noch nicht die schlimmsten Sünden, die kommen jetzt erst!“ brummte unheil verkündend der strenge Richter, indem er mit dem Zeigefinger auf eine Stelle des Blattes wies.

„Sürpfli, du hast freuentlich beschummelt, indem du mit Vorbedacht deinen Kunden Hallauer, Meilener, Maienfelder und andere Weine verkauftest, trotzdem du wußtest, daß diese Sorten alle aus demselben großen Lagerfaß entnommen werden, in dem sich ein raffiniert zusammengestelltes Gemisch von Bendliker und verschiedenen andern Weinen von zweifelhaftem Ruf befindet!“

Bitternd wollte ich eine Entschuldigung stammeln, aber Petrus ließ mich nicht zu Worte kommen und fuhr weiter:

„Und an verschiedenen Orten hast du, grundverdorbener Mensch, „garantiert echten Jamailla-Rhum“ verkauft, während du selbst in einem verborgenen Winkel des Kellers geholfen hast, dieses sündhafte Getränk aus Bundeschnaps, Zucker und andern Bestandteilen zusammenzubrauen! Was hast du zur Verteidigung dieser Vorstellung falscher Tatsachen, wie eure Juristen sagen, anzubringen? Rede!“

Beklommen erwiederte ich:

„Ich gebe reumügt zu, wessen Sie mich anklagen, aber bedenken Sie, Verehrtester, daß die große Konkurrenz zu außerordentlichen Anstrengungen zwingt und daß die Kunden eben nichts anlegen wollen und daß es da heißen muß, wie der Preis — so die Waare und...“

„Das ist alles keine Entschuldigung; wenn andere sündigen, so brauchtest du es nicht auch zu tun. Das Weintrinken will ich gehen lassen, aber das Weinpanischen ist eine Todünde, und deshalb Anton Ottmar Philipp Sürpfli, ist dir das Himmelreich verschlossen, tut mir leid. Adieu!“

Damit klappete er das Buch zu. Klirrend fiel das Schiebfenster herunter; das Licht erlosch und ich stand da im Dunkeln, ganz verlassen und ratlos.

Plötzlich klopfte es fürchterlich hinter mir — jetzt nahte das Verhängnis — jetzt kam er, mich abzuholen in die ewige Verdammnis. Ich wollte schreien und konnte nicht, mir war entsetzlich zu Mute; schon spürte ich die glühende Pfengabel in meine Hosenträger sich einhaken. Da klopfte es wieder und eine Stimme rief: „Aufstehen, aufstehen, Herr Sürpfli, der Zug fährt bald!“

„Wohin?“ rang es sich aus meiner Kehle, und ich war immer noch im Wahn, daß dunkle Mächte mich foppten.

„Nach Zürich!“ schallte es zurück.

Allmählig begann es in meinem Geist zu dämmern. „Wer sind Sie denn?“ lallte ich und wagte noch immer nicht, die Augen zu öffnen.

„Der Schaggi, der Haustnecht!“ rief es draußen.

„Schaggi!“ Das war Himmelsmusik, die mich endlich zum Erwachen brachte und mich aus den himmlischen Regionen zurückgeleitete in mein weiches Gasthofbett.

Froh, die schauerliche Inquisition hinter mir zu haben, stand ich fröhlich auf und dampfte bald dem nächsten Reiseziel zu.

Ob sich bei meinem dortigen Aufenthalt die Sünden im himmlischen Hauptbuch mehrten werden? Wahrscheinlich — garantieren will ich nichts!

